Rotsee 1968: US- und
Schweizer Ruderer fachsimpeln.

Der Weg nach Mexiko

Die Olympischen Spiele 1968 sollten unser Karrierehöhepunkt werden. Die Vorbereitung begann eigentlich schon von dem Moment an, als wir Weltmeister geworden waren. Der WM-Titel war für uns ein Auftrag für Olympiagold – und wir nahmen diesen Auftrag ernst. Vielleicht etwas zu ernst. Die Lockerheit, die uns in den Anfangsjahren ausgezeichnet hatte, ging ein Stück weit verloren. Martin organisierte, wie ich schon erwähnt habe, weit im Voraus stabsmässig die Goldfeier nach den Spielen von Mexiko 1968 – das konnte nicht gut gehen. Ich habe erst nach meiner Karriere verstanden, was damals abgelaufen war. Ich weiss nicht, ob Martin gleich dachte wie ich. Wir haben darüber nie wirklich gesprochen.

Bereits 1967 war kein einfaches, aber ein ereignisreiches Jahr. Martin und ich präsentierten uns weiterhin makellos, wir gewannen jedes Rennen. Auf dem Rotsee stellten wir mit 6:25 Minuten einen neuen Rekord auf. Unsere Unschlagbarkeit liess keine Fragen aufkommen, auch bei mir nicht. Entscheidend für die subtilen Unstimmigkeiten und Spannungen zwischen mir und Martin, die weder er noch ich bewusst registrierten, war zum einen, dass er einen Weg gefunden hatte, mich zu schlagen. Das schwächte mich. Meine Autorität litt. Zum anderen luden wir uns selbst grossen Druck auf. Weil wir weiterhin souveräne Leistungen zeigten, trieben wir unsere internationale Konkurrenz in die Verzweiflung. Wir konnten immer noch spielen, legten unseren Gegnern die Karten selten offen. An der vorolympischen Regatta in Mexiko 1967 versteckten wir uns vor den wachsamen Augen unserer Gegner in einem «gemischten» Vierer, wir taten uns mit den Österreichern Dieter Ebner und Dieter Losert zusammen. Die beiden hatten in Bled 1966 Silber im Zweier ohne gewonnen. Wir bildeten also eine schweizerisch-österreichische Rennge-

Ausgleichstraining zu Pferd
mit der Eiskunstläuferin
Charlotte Walter in St. Moritz 1968.

meinschaft und wurden an den vorolympischen Rennen gute Zweite hinter dem «Dresdner Vierer» der DDR, der bereits viermal Weltmeister geworden war.

Zu denen, die uns besonders genau beäugten, gehörte insbesondere der Trainer des russischen Doppelzweiers. Die Russen waren unsere stärksten Konkurrenten und litten darunter, dass sie sich an uns die Zähne ausbissen. Dieser eher kleine, rundliche Trainer warf ständig ein Auge auf uns. Sein Interesse an uns wurde immer grösser, sodass wir uns bald verfolgt fühlten. An den Europameisterschaften 1967 in Vichy beispielsweise fuhr er stets mit dem Rad neben uns her, wenn wir trainierten. Dann liess er hie und da Bemerkungen fallen, die uns irritieren sollten – und ihre Wirkung nicht verfehlten. «Ihr seid früher technisch brillant gewesen, aber früher war euer Endzug besser.» Ich hatte das Gefühl, er kritisierte besonders mich.

Eugen stand natürlich wie eine Wand vor uns: «Dummes Geschwätz.» Doch dieser Trainer nervte. Wir fühlten uns wie im Kalten Krieg, der damals politisch tatsächlich herrschte. Als der Russe den Psychoterror auf die Spitze trieb und schon vorm Training darauf wartete, dass wir aufs Wasser gingen, taten wir so, als ob wir ablegen. Doch dann packten wir unsere Sachen wieder ein und nahmen erst zwei Stunden später das Training auf. Diese Form des Kalten Krieges sollte uns schwächen, aber das Gegenteil geschah. Es war für uns eine Ehre, dass wir so wichtig genommen und observiert wurden. Anders als mit derlei Spielchen waren wir anscheinend nicht zu schlagen. Trotzdem begann ich auf technische Feinheiten zu achten. Insbesondere dem Endzug schenkte ich jetzt mehr Aufmerksamkeit. Tatsäschlich verbesserte ich mich. Unser Selbstvertrauen hatte der kleine, rundliche Mann nicht wirklich angreifen können. Wir wurden Europameister – knapp vor den Bulgaren. Die Russen wurden hinter den Tschechoslowaken übrigens nur vierte.

Im «Sport» vom 11. September 1967 sagte ich in einem Interview, dass ich «ein solches Rennen noch gar nie erlebt habe. Bis 1000 Meter konnten wir uns trotz aller Versuche einfach nicht von den Amerikanern lösen, dann setzten uns bis 1700 Meter die neben uns rudernden Bulgaren unerhört zu. Zum Glück sass dann unser Spurt. Aber wir waren beide froh, dass es nicht einen Meter weiter ging.» Der «Sport» schrieb von einem «mörderischen Rennen», welches wir dann doch mit über zwei Sekunden Vorsprung auf die Bulgaren gewannen.

In diesem vorolympischen Jahr 1967 waren wir besonders reiselustig. Unsere Wettkampfpläne führten uns unter anderem an die Nordamerikanischen Meisterschaften in St. Catherines in Kanada, die wir vor dem US-Doppelzweier gewannen. Wir waren hier das einzige Boot, welches zuvor an der Luzerner Rotseeregatta gewonnen hatte und auch in St. Catherines erfolgreich war. Der Start zu unserem Rennen ist mir immer noch in Erinnerung, es wurde mein damaliges Lieblingslied «Que sera, sera» von Doris Day gespielt. Ich schwärmte für die amerikanische Schauspielerin mit den blonden Haaren, den Sommersprossen und dem bezaubernden Lächeln. Der Song war ein Ohrwurm, wurde zu dieser Zeit überall gespielt. «Was wird sein?» Diese Frage spornte mich an, und meine Rennbereitschaft steigerte sich. Was wird sein? Ich wollte diese Frage sofort mit einem Sieg beantworten.

Alle Ruderer waren in St. Catherines im Ridley College untergebracht, wir schliefen gemeinsam in Klassenzimmern. Diese Massenlageratmosphäre erzeugte eine ganz besondere Stimmung und schweisste die Athleten nationenübergreifend zusammen. So etwas habe ich später nie wieder erlebt. Jeder kannte jeden, wir gingen familiär miteinander um, nicht zu vergleichen mit einer Unterbringung im Hotel, wo jeder isoliert ist. Damals war die Frisbee-Scheibe total im Trend, wir warfen sie sogar im geschlossenen Raum – bis nach Mitternacht. Das waren unsere legendären «Indoor-Frisbee-Battles».

Natürlich waren wir auch 1967 im Trainingslager in St. Moritz. Wir ruderten intensiv am Morgen – und am Nachmittag fuhr ich Ski, Martin ging meistens segeln. Diese Beschäftigungen ausserhalb des Ruderbootes taten uns beiden gut und hoben die Stimmung. Auf dem Corvatsch trainierten

Dieser Trainer nervte, wir dachten, wir wären im Kalten Krieg.

zu dieser Zeit auch die Schweizer Skifahrer, denen ich mich mitunter anschloss. Ich konnte gut mithalten bei den Slalomtrainingsläufen der Kaderathleten und hatte viel mehr Spass, als wenn ich für mich alleine unterwegs gewesen wäre. Beim Slalomtraining der Schweizer Cracks war ich sogar regelmässig ziemlich weit vorne.

Als an einem Nachmittag, an dem offiziell Zeiten gemessen und festgehalten wurden, zwei Fahrer ausfielen, war ich plötzlich auf der Selektionsliste mit dabei. Diese Liste wurde im Hotel ausgehängt. Skifahrer und die Ruderer wohnten im gleichen Hotel, und der Schweizer Olympiachef Hans Weymann, der uns besuchte, nahm von den Rangierungen der Alpinen Notiz. Er verstand die Welt nicht mehr, was macht denn der Ruderer Melchior Bürgin auf der Liste vom Skiverband? Er verbot mir diese Skitrainings von da an. Ich aber fuhr weiterhin Ski. Warum auch nicht? Noch heute habe ich Mühe mit Vorschriften, deren Sinn ich nicht erkennen kann.

1968, vor den Olympischen Spielen, zog es uns ebenfalls weit weg, dorthin, wo wir harte Rennen fahren und uns für den anstehenden Karrierehöhepunkt «anwärmen» konnten. Thomi verschaffte uns für die Regatta in Moskau eine Einladung quasi hinter den Eisernen Vorhang. Zwei Wochen vorher waren wir noch in Berlin (West) am Start gewesen, anschliessend hatten wir unser Boot nach Berlin-Grünau in die damalige DDR gebracht, von wo aus die DDR-Mannschaft es für uns nach Moskau transportierte – und von dort aus wieder nach Luzern zurück. Das war eine logistische Abmachung, die Thomi Keller salopp arrangiert hatte. Da Thomis Wort für uns immer galt, machten wir uns gar keine Gedanken, als wir nach der Regatta im vertrauten West-Berlin mit dem Doppelzweier auf dem Dach in den unbekannten Osten nach Grünau fahren wollten.

Die Einreise in die DDR stellten wir, unbeschwert und etwas naiv, uns nicht als ein Problem vor. Schnell wurden wir eines anderen belehrt. Als wir von den DRR-Grenzern am Checkpoint Charlie in Berlin-Mitte angehalten wurden, forderten sie unser Visum. Visum? Wir staunten, das hatten wir nicht. Wir sagten, dass «Thomi Keller für uns alles organisiert hätte, wir müssten ein Boot in der DDR, genau in Berlin-Grünau, abgeben, das ist so abgemacht». Die Grenzpolizisten schienen uns gar nicht zuzuhören, belehrten uns unmissverständlich: «Erstens heisst es nicht DDR, sondern die Deutsche Demokratische Republik, zweitens kennen wir keinen Thomas Keller!» Wir mussten über eine Stunde langwieriger Abklärungen abwarten und begannen daran zu zweifeln, dass wir dort noch wegkamen, ehe uns die DDR-Grenzer dann doch weiterfahren liessen.

«Was macht denn ein Ruderer auf der Liste vom Skiverband?»

Dann suchten wir Grünau. Das war damals ohne Navigationsgerät eine Herausforderung. Thomi hatte uns gesagt: «Gebt dem Uli Schmied das Schiff ab. Er wird im Bootshaus auf euch warten.» Wir kamen in Grünau erst an, als es schon stockdunkel war. Die Bootshäuser waren verlassen. In einem Zimmer ganz oben im Dachstock brannte noch Licht. Wir nahmen einen Stein und warfen ihn gegen das Dachfenster, welches daraufhin geöffnet wurde. «Was wollt ihr?», fragte uns eine dunkle Stimme. Wir schilderten unser Anliegen: «Wir suchen den Uli Schmied.» – «Der bin ich!». Er kam die Treppen runter und hiess uns willkommen.

Uli Schmied, selbst ein guter Ruderer, hatte auf uns gewartet und sich auf unser Schweizer Boot regelrecht gefreut. Ein Doppelzweier aus dem Westen war natürlich höchst interessant für den DDR-Sportler. Stämpfli-Schiffe waren damals im Markt führend, und endlich hatte er die Gelegenheit, eines dieser «Wunderschiffe» in aller Ruhe inspizieren zu können. Später erfuhr ich, dass selbst diese eher flüchtige Begegnung von der Staatsicherheit der DDR protokolliert worden war. Uli wurde von da an zu einem guten Freund, den wir immer wieder besuchten, insbesondere, wenn wir in Richtung Moskau unterwegs waren.

Nach unserer nächtlichen Begegnung in Grünau kehrten wir in die Schweiz zurück. Als wir zwei Wochen später in Moskau ankamen, lag unser Boot zu unserer grossen Freude unversehrt auf dem Regattaplatz. Uli hatte einwandfreie Arbeit geleistet.

Kunstturnen mit der Turnlegende Jack Günthard . . .

. . . und Skifahren mit der Nationalmannschaft.
Das waren meine Ausgleichssportarten in den Trainingslagern in St. Moritz.

Zu unserem Boot hatten wir, insbesondere ich, jeweils eine spezielle Beziehung. Es hiess «Arcturus», ich hatte es so getauft, weil dies der Stern war, der während des Finals in Tokio 1964 im Zenit stand. Wie es der Zufall wollte, stand «Arcturus» auch in Mexiko 1968 zur gleichen Zeit im Zenit, darum hiess unser nachfolgendes Boot «Arcturus II». «Arcturus», auch der «rote Riese» genannt, ist der hellste Stern des Nordhimmels und hat die 200fache Leuchtkraft und den 22fachen Durchmesser der Sonne. Das passte.

Dass auch Martin das Boot ungemein wichtig war, stellte sich in Vichy an den Europameisterschaften 1967 heraus. Dort weihten wir «Arcturus II» ein, in dem er sich anfänglich überhaupt nicht wohl fühlte. Seine Aversion ging so weit, dass er eigenhändig im Auto nach Zürich fahren und das alte Schiff holen wollte. Es ist nun mal so, dass ein Holzschiff nicht wie das andere ist.

Ich hingegen hatte von Beginn an eine andere Beziehung zu «Arcturus II», hatte ich doch selbst beim Bau mitgeholfen. Schon damals ging ich bei der Werft Stämpfli ein und aus und hatte die Entstehung der neuen Boote mitverfolgen können.

In Moskau haben wir im Final gegen die Russen gewonnen. Danach entschieden wir uns, auf dem Rotsee nicht im Doppelzweier an den Start zu gehen. Wir wollten unsere Gegner im Ungewissen lassen und fuhren im Einer. Im Nachhinein muss ich sagen, dass Taktieren keine gute Wahl war, wir hatten unsere Souveränität und Selbstsicherheit verloren.